

Damaris Nübling

**Deutsch-schwedische Divergenzen in Entstehung und Struktur
der Familiennamen**

Ein Beitrag zur kontrastiven Onomastik

Einleitung

Auf viele Schweden wirken deutsche Familiennamen wie *Weiß* und *Groß* oder Berufsbezeichnungen wie *Schneider*, *Richter* und *Koch* sehr befremdlich, da diese Namentypen in Schweden nicht vorkommen. Tatsächlich sind solche sprechenden beziehungsweise motivierbaren Namen in Deutschland so üblich, daß man nur in seltenen Fällen über sie witzelt: So etwa gibt es in Freiburg eine Anwaltskanzlei *Mörder*¹; doch ist es schon kaum mehr bemerkenswert, wenn ein Metzger *Bäcker* heißt oder ein Bäcker *Metzger* oder *Fleischer*. Umgekehrt erregen aus deutscher Sicht die schwedischen Familiennamen und deren Regelung Aufmerksamkeit: Bis vor etwa hundert Jahren war in Schweden der sogenannte patronymische Familienname vom Typ *Johansson* überproportional häufig vertreten, also Familiennamen, die aus einem Rufnamen im Genitiv + *-son* bestehen. Die einstige Produktivität war erloschen, das heißt, auch Frauen hießen und heißen *Johansson* (und nicht mehr *Johansdotter*), und der Vater selbst muß nicht - wie noch zu früheren Zeiten - mit Rufnamen *Johan* heißen. Da nun die meisten Schweden um die Jahrhundertwende einen solchen Allerweltsfamiliennamen trugen und außerdem einige wenige dieser Patronyme extrem häufig vorkamen (eben z.B. *Johansson*, *Andersson*, *Karlsson*), gaben viele ihren Familiennamen ohne größeren bürokratischen Aufwand ab und nahmen einen neuen Familiennamen an. Diese Möglichkeit des Namenwechsels besteht auch noch heute und wird ausgiebig genutzt. Der favorisierte neue Namentyp ist ganz charakteristisch und wird auch von der berühmtesten Schwedin,

¹ Und ein gleichnamiges Taxiunternehmen wirbt mit "Taxi-Mörder Tag + Nacht, Tel.:

(*Astrid*) *Lindgren*, wörtlich 'Lindenast', geführt. Mittlerweile ist dieser zweigliedrige Naturnamentyp, wie er im folgenden genannt sei, außerordentlich häufig und in vielen Kombinationen belegt, so daß er - neben dem patronymischen Typ - zum prototypischen schwedischen Familiennamen avanciert ist. Auf ihn wird ausführlich einzugehen sein. Völlig unüblich sind im Schwedischen dagegen Berufsbezeichnungen (wie *Schneider*, *Müller* im Deutschen) oder einstige Übernamen (wie *Fuchs*, *Weiß* oder *Groß* im Deutschen). Auch undurchsichtige (opake) Familiennamen wie *Stratz* oder *Wai-gel* sind für das Schwedische untypisch. Diese skizzenhafte Gegenüberstellung zeigt, daß das schwedische Familiennamensystem grundlegend anders strukturiert ist als das deutsche. Der folgende Beitrag handelt zum einen von der Entstehung dieser Divergenzen (Teil I), zum anderen von den jeweiligen Vor- und Nachteilen der unterschiedlichen proprialen Strukturen (Teil II).

1. Entstehung und Quellen der deutschen und schwedischen Familiennamen

Wie keine andere Wortart wird der Eigenname (und darunter besonders der Personennamen) von pragmatischen und außersprachlichen Faktoren bestimmt und geprägt: Um die synchronen deutsch-schwedischen Divergenzen zu verstehen, ist ein Blick in die Diachronie unerlässlich. In diesem ersten Teil wird auf die kulturhistorischen Bedingungen einzugehen sein, die zur Entstehung und zur Herausbildung der spezifischen Familiennamentypen beigetragen haben. Dabei sollen nur die prototypischen deutschen und schwedischen Familiennamen behandelt werden.

1. Entstehung und Quellen der deutschen Familiennamen

a) **Entstehung.** - Der Prozeß der Herausbildung fester erblicher Familiennamen aus einst unfesten und nicht erblichen Zunamen (oft auch Beinamen genannt) unterschiedlicher Art ist kompliziert, langwierig und oft regionalen und sozialen Faktoren unterworfen. Dennoch soll versucht werden, die wichtigsten Linien herauszuarbeiten².

Als Faktoren, die prinzipiell und ganz besonders in Deutschland die Entstehung von Familiennamen begründet und gefördert haben, gelten gemeinhin die folgenden:

Bevölkerungsverdichtung: Ab dem Mittelalter nimmt zum einen die Bevölkerung deutlich zu. Zum anderen verdichtet sie sich jedoch noch zusätzlich, indem es zu geographisch begrenzten Konzentrationen kam, nämlich zur Entwicklung der Städte: Von Norditalien kommend entwickelt sich das Städtewesen zuerst im Südwesten Deutschlands, um dann nach und nach auf den Osten und Norden überzugreifen. Tatsächlich nimmt auch die Entstehung und Ausbreitung der Familiennamen diesen Weg. Auch der zunehmende (Fern-)Handel sorgt für vermehrte Interaktionen.

Defamiliarisierung: Bildete die (Groß-)Familie lange Zeit den wichtigsten Lebens- und Kommunikationsrahmen, so treten hier insofern Veränderungen ein, als man sich zum Beispiel zunehmend in den Dienst fremder Arbeitgeber begibt. Insgesamt führt dieses Ausgreifen aus der Familie zu einer engeren Verflechtung der Gesellschaft, zu einer Erweiterung des Kommunikationsradius und damit zu einem erhöhten Bedarf an eindeutigen und verbindlichen Personenbenennungen³.

Zunehmende Verwaltung: Die Zunahme an administrativen und geschäftlichen Abwicklungen jeglicher Art (Regelung von Erbe und Eigentum, verschiedene Transaktionen etc.) führt ebenfalls zu einem erhöhten Bedarf an einem festen und unveränderlichen 1:1-Verhältnis zwischen Eigenname und Person.

Ausbreitung der Schriftlichkeit: Verbunden mit den neuen administrativen Erfordernissen erhöht sich die Notwendigkeit und die Verbreitung der Schriftlichkeit: Die Schriftlichkeit löst sich aus dem geistlichen Kontext und dringt zunehmend in das Alltagsleben ein. Es entstehen Urkunden, Verzeichnisse, Steuerlisten. Die schriftliche Fixierung von Eigennamen erfordert Stabilität und Eindeutigkeit des Gesamtnamens: Eine Person sollte möglichst ihr ganzes Leben lang einen einzigen, festen und verbindlichen Ge-

³ Der Begriff der Defamiliarisierung bezieht sich nur auf die genannte stärkere Interaktion der einzelnen Person mit der restlichen Gesellschaft. Selbstverständlich bleibt die Familie als zentrale gesellschaftliche Einheit und als wichtigste Vererbungslinie bestehen. Davon zeugt schließlich auch die Bezeichnung des festen, innerhalb der (nur über den männlichen Teil der) Familie vererbten Nachnamens als *Familienname*. In Hinblick auf die Entstehung dieses gemeinsamen, die ganze Familie überdachenden Namens wäre sogar eher von einer verstärkten Familiarisierung zu sprechen (siehe W. Seibicke, Die Personennamen, S. 181).

² Zu Genauerem siehe W. Seibicke, Die Personennamen; A. Bach, Deutsche Namenkunde; M. Gottschald, Die deutschen Personennamen; W. Fleischer, Die deutschen Personennamen.

samtnamen besitzen (der selbst natürlich mehrteilig sein kann), das heißt, die im Laufe des Lebens wechselnden Über- und/oder Beinamen gingen nach und nach in feste und erbliche Familiennamen über. Dabei bleibt der Rufname teilweise bis ins 18. Jahrhundert hinein der wichtigere Namensteil, was sich unter anderem darin äußert, daß er bis dahin noch oft die alphabetische Einordnung bestimmt.

Reduktion der Rufnamenbestandes: Neben den genannten vorwiegend außersprachlichen Faktoren ist eine Abnahme des Rufnamenrepertoires festzustellen⁴. Die Gründe hierfür können nur angedeutet werden: Seit alters her war es üblich, nur einen sogenannten Rufnamen zu haben. Die vermutlich schon indogermanische Struktur dieses einen Namens bestand darin, zweigliedrig (dithematisch) zu sein und aus Lexemen zu bestehen, die Heilswünsche oder ähnliches für das Kind enthielten. Dieses einst motivierte und relativ freie Kombinationsprinzip⁵ erstarrte mehr und mehr. Als wichtigste Gründe hierfür gelten die folgenden: Der appellativische Wortschatz entwickelt sich weiter, nicht jedoch die Eigennamenglieder; diese koppeln sich nach und nach von der Lexik ab - ein typischer Pfad im sogenannten Proprialisierungsprozeß - und wurden damit unverständlich. Heute sind die meisten germanischen Rufnamenbestandteile opak: zum Beispiel *Gun-*, *Ot-*, *-hild*, *-mar*. Dieser Verlust an Transparenz beeinträchtigte langfristig die freie Rekombinatorik. Als Folge davon sind in der Morphemfuge häufig Assimilationen eingetreten, die ihrerseits zur weiteren Verfremdung und verminderten Erkenn- und Segmentierbarkeit der Einzelteile geführt haben. Des weiteren wurden die Rufnamen (beziehungsweise bestimmte Glieder davon) immer öfter als ganze, feste Einheit in der Familie tradiert. Außerdem bildeten sich auch Namenmoden heraus (zum Beispiel Nachbenennung nach bekannten Personen). Langfristig führte all dies zu einer unvorteilhaften type-token-Relation, das heißt, immer weniger Namen wurden immer häufiger vergeben, und dies bei zunehmendem Differenzierungsbedarf. Unterschiedliche Reaktionen fanden auf dieses Defizit statt. So wurden zum Beispiel Rufnamenvarianten stärker genutzt: Durch Kontraktionen der beiden Namensteile (*Bernhard* > *Bernd*), Kürzung eines ganzen Glieds

(*Wolfgang* > *Wolf*), Kose(kurz)formen (*Friedrich* > *Fritz*, *Wilhelm* > *Willi*) und so weiter entstehen viele Nebenformen, die später oft zu neuen Rufnamen geworden sind. Auch der Import biblischer Namen ab dem späten 13. Jahrhundert erweitert den Rufnamenbestand beträchtlich. Als weitere Reaktion nehmen viele Personen zwei (oder auch mehr) Rufnamen an (z.B. *Marie Luise*, *Hans Peter*). Nicht zuletzt hat diese Situation auch zur Entstehung von Familiennamen beigetragen.

Da Familiennamen - im Unterschied zu den anderen genannten Verfahren der Namenserverweiterung - per definitionem erblich sind, handelt es sich bei ihnen nicht um eine Erweiterung des individuellen, von den Eltern vergebenen Namens, sondern um eine tradierte und automatische Erweiterung, die der Träger mit seinen Geschwistern, seinen Eltern und weiteren Familienangehörigen teilt. Mit der Einführung obligatorischer Familiennamen entsteht also eine echte typologische Neuerung⁶.

Alle diese genannten sprachlichen wie außersprachlichen Faktoren haben die Notwendigkeit fester Familiennamen begründet. Ihre Durchsetzung ist dabei starken zeitlichen, geographischen und sozialen Schwankungen unterworfen: Sie entstehen im 11. Jahrhundert beim Adel, dann auch beim Bürgertum in den Städten (Süd-)Westdeutschlands (Vorbilder waren Frankreich und Norditalien) und breiten sich im 13./14. Jahrhundert aus; zuletzt, das heißt Jahrhunderte später, setzen sie sich bei den unteren Bevölkerungsschichten im Norden auf dem Land (z.B. Friesland) durch.

b) Quellen. - Unsere heutigen Familiennamen entstammen unterschiedlichen Quellen beziehungsweise Benennungsmotiven, wovon die wichtigsten kurz genannt seien:

(1) Familiennamen aus Rufnamen: Oben wurde bereits erwähnt, daß wegen des höheren Differenzierungsbedarfs oft mehrere Rufnamen angenommen wurden. Eine naheliegende und tatsächlich auch oft genutzte Quelle für die Familiennamen bestand darin, den oder einen solchen zusätzlichen Rufnamen zum Familiennamen zu machen. Der heute häufigste Vertreter

⁴ Sieh W. Fleischer, Die deutschen Personennamen.

⁵ Zu den Kombinationsregeln sieh W. Seibicke, Die Personennamen; W. Seibicke, in: Sprachgeschichte; A. Bach, Deutsche Namenkunde, sowie M. Gottschald, Die deutschen Personennamen.

⁶ Zwar gab es auch schon zu früheren Zeiten Möglichkeiten, über Namen Verwandtschaftsverhältnisse anzuzeigen, doch geschah dies nicht systematisch und nur fakultativ: So konnten etwa die Rufnamen der Kinder mit dem eines Elternteils (meist des Vaters) staben, oder ganze Namenglieder eines (oder beider) elterlichen Rufnamens wurden in den (zweigliedrigen) Rufnamen der Kinder weiterverarbeitet. Beide Verfahren finden sich verwirklicht in ahd. *Heribrant* (Großvater) - *Hiltibrant* (Vater) - *Hadubrant* (Sohn).

dieses Typus ist *Hartmann* (der jedoch nicht mehr als Rufname gebräuchlich ist), des weiteren *Werner*, *Herman(n)* und *Walter* (siehe Tabelle 1).

(2) Familiennamen aus Patronymen: Einstige Rufnamen werden auch in einer anderen Form in heutigen Familiennamen tradiert, und zwar in sogenannten patronymischen Bildungen auf *-sen* oder *-s* (*Petersen*, *Peters*). Das patronymische Prinzip bestand ursprünglich darin, daß der Rufname des Vaters⁷ in den Genitiv trat und zur Bezeichnung des Sohnes ein *-son* hinzugefügt wurde. Als erstarrte Familiennamen haben sich nur *s(en)*-Bildungen erhalten, wobei hier deutliche regionale Unterschiede bestehen: Im Süden und vor allem im Ostmitteleutschen sind patronymische Familiennamen unüblich, am Niederrhein herrscht der rein genitivische Typ auf *-s* vor, während in Schleswig-Holstein die meisten *sen*-Bildungen vorkommen.

Die Familiennamen aus den Quellen (1) und (2) machen sich also bereits bestehendes anthroponymisches Material zunutze, das entweder unverändert (Quelle 1) oder mit einem spezifischen Suffix (*-sen*, *-s*) versehen ist (Quelle 2).

(3) Familiennamen aus Herkunftsbezeichnungen: Auch dieser Familiennamentyp macht sich bereits bestehendes onymisches, in diesem Fall toponymisches Material zunutze, das mehr oder weniger stark modifiziert sein kann. Die Neuzugezogenen wurden meist nach Herkunftsort, -region oder -land bezeichnet: *Böhm(e)*, *Heß/Hess(e)*, *Bayer* (neben den graphischen Varianten *Baier*, *Beyer*, *Beier*, *Bayr*, *Bair*), *Neckermann* < *Neckar* und so weiter.

(4) Familiennamen aus Wohnstättenbezeichnungen: Häufig waren auch Angaben zur Wohnstätte der betreffenden Person: *Angermann* 'am Anger wohnend', *Eckner* 'an der Ecke wohnend', *Zumt(h)or*, *Zerbrüggen*. Hierzu zählt man auch ursprüngliche Hof- und Häusernamen.

(5) Familiennamen aus Berufsbezeichnungen: Die mit Abstand wichtigste Quelle der deutschen Familiennamen stellen die Berufsbezeichnungen (*Müller*, *Schneider*, *Richter*, *Koch*). Hier wird der appellativische Wortschatz in großem Maß genutzt. Nicht selten sind die in Familiennamen konservierten Berufe oder Berufsbezeichnungen veraltet (*Wagner*, *Faßbinder*, *Müller*), nur regional vorhanden (*Fleischer*, *Schlachter*, *Hafner*) oder sogar ausgestorben (*Maier*, *Schröder*, *Pfister*, *Huber*, *Schul(t)z(e)*).

(6) Familiennamen aus Übernamen: Früher (wie auch heute noch) werden viele Personen nach besonderen Eigenschaften und Merkmalen (zum Beispiel Größe, Gestalt, Haarfarbe, -beschaffenheit) bezeichnet, zuweilen auch nach wichtigen Ereignissen in ihrem Leben. Bei den Familiennamen aus Übernamen ist der Anteil an sprechenden Namen hoch: *Fuchs*, *Klein*, *Groß*, *Weiß*, *Schwarzkopf*, *Kraus(e)*, *Langnese* (< *lange Nase*).

(7) Weitere Quellen: Daneben gibt es noch weniger bedeutende Quellen wie etwa die nichtdeutschen Familiennamen, die Einwanderer (zum Beispiel die Hugenotten) mitgebracht haben: *Brentano*, *Fontane*, *Lafontaine*. Auf das deutsche System bezogen handelt es sich hierbei durchgehend um opake und daher schwer memorierbare Eigennamen. Oft enthalten diese Familiennamen eine besondere Aussprache, Betonung und/oder Schreibung. Des weiteren beruhen manche Familiennamen auf sogenannten volksetymologischen Bildungen: Unverständliche Eigennamen - oft gerade solche Fremdnamen - werden sekundär transparent gemacht. Bekanntes Beispiel ist der Familienname *Kußmaul*, der aus tschech. *kosmaly* 'Schmied' geschaffen wurde. Auch kam es im Humanismus in gebildeten Kreisen zu Latinisierungen und Gräzisierung von an sich deutschen Familiennamen, die aus einer der oben genannten Quellen stammten: *Schmied* → *Faber*, *Fabrizius*; *Neumann* → *Neander*; *Albertz* → *Alberti* etc.

Soweit die wichtigsten Familiennamenquellen. Diese verteilen sich nicht gleichmäßig über das deutsche Sprachgebiet⁸, und auch ihre Häufigkeit folgt nicht der hier vorgenommenen Numerierung. Sucht man nach dem prototypischen deutschen Familiennamen, so liegt dieser eindeutig bei den Berufsbezeichnungen (hier Typ 5). "Jeder hundertste heißt Müller", betitelt Helmut Walther einen Beitrag zur Statistik der deutschen Familiennamen. In seiner aus dem Jahr 1970 datierenden Zählung gab es im damaligen Westdeutschland 47 Familiennamen mit jeweils mehr als 60.000 Trägerinnen und Trägern; die ersten 45 sind in Tabelle 1 enthalten.

⁷ Auch der Beruf des Vaters konnte die Basis bilden (sogenannte sekundäre Patronyme): *Schmitz*, *Schneiders*, *Krämers*.

⁸ Hierzu siehe W. Fleischer, Die deutschen Personennamen; W. König, dtv-Atlas zur deutschen Sprache; K. Kunze, dtv-Atlas zur Namenkunde.

Tabelle 1: Die 45 häufigsten deutschen Familiennamen (mit jeweils mehr als 60.000 Trägern) im Bundesgebiet am 27.5.1970⁹

(1) Müller/Mueller	(16) Schmitz	(31) <i>Lange</i>
(2) Schmidt	(17) Schmitt	(32) <i>Krause</i>
(3) Schneider	(18) <u>Schwarz</u>	(33) Krüger/Krueger
(4) Fischer	(19) Wolf	(34) Maier
(5) Meyer	(20) Meier	(35) <u>Werner</u>
(6) Weber	(21) <i>Neumann</i>	(36) PETERS
(7) Becker	(22) Schmid	(37) Walter
(8) Wagner	(23) <i>Braun</i>	(38) <i>Fuchs</i>
(9) Schäfer/Schaefer	(24) Zimmermann	(39) Möller/Moeller
(10) Schulz	(25) Hofmann	(40) König/Koenig
(11) Hoffmann	(26) Huber	(41) <i>Lang</i>
(12) Bauer	(27) Hartmann	(42) Köhler/Koehler
(13) <u>Koch</u>	(28) <i>Weiss</i>	(43) Kaiser
(14) <i>Klein</i>	(29) Richter	(44) <i>Jung</i>
(15) Schröder/Schroeder	(30) Mayer	(45) Keller

Zu Tabelle 1 ist zu bemerken, daß zwar Umlautallographe (so zum Beispiel Rang 1: *Müller/Mueller*) zusammengefaßt wurden, nicht aber sonstige unterschiedlich verschriftete Homophonien. So erscheint <Meyer> auf Rang 5, <Meier> auf Rang 20, <Mayer> auf Rang 30 und schließlich <Maier> auf Rang 34. Würde man solche gleichlautenden Namen zusammenfassen, ergäben sich gerade in den frequentesten Positionen Verschiebungen. Die ersten sechs Positionen wären dann wie folgt belegt¹⁰: (1) *Müller/Mueller*, (2) *Schmid(t)/Schmitt*, (3) *Maier/Mayer/Meier/Meyer* (4) *Schneider*, (5) *Hof(f)mann*, (6) *Fischer*. Zu wieder einem anderen Ergebnis käme man, wenn etymologisch zusammengehörende Namen vereint würden (wie z.B. *Möller* zu *Müller* oder *Schmitz*, *Schmittchen*, *Schmidtke*, *Schmidtgen*, *Schmiededecke* etc. zu *Schmid(t)*). Dies ist besonders

dann sinnvoll, wenn man, wie hier der Fall, an den Benennungsmotiven interessiert ist. Dennoch bleiben wir bei der Auflistung in Tabelle 1¹¹.

Je nach Quelle wurden die Familiennamen in Tabelle 1 typographisch hervorgehoben: In unmarkiertem Normaldruck erscheinen die mit Abstand häufigsten Berufsbezeichnungen. Einstige Übernamen wurden kursiv gedruckt, ehemalige Rufnamen fett, und das nur einmal vorkommende Patronym *Peters* (36) wurde in Kapitälchen gesetzt. Dort, wo ein neuer Typ erstmalig erscheint, befindet sich ein Strich. Tabelle 1 ist zu entnehmen, daß die Ränge 1-13 ausschließlich mit Berufsbezeichnungen belegt sind. Davon sind drei einsilbig und der Rest (zehn) zweisilbig. Von diesen zehn häufigsten zweisilbigen Berufsnamen enden außer *Hoffmann* alle auf das Nomen Agentis-Suffix *-er* (*Müller*, *Schneider*, *Fischer* usw.), das heißt, es lassen sich durchaus prototypische morphologische Strukturen beschreiben. Auf Rang 13 folgt mit *Klein* der erste Übername (Kursivdruck). Mit *Wolf* (< *Wolfgang*) auf Rang 19 erscheint der erste Rufname¹² (Fettdruck). Der zweite Rufname, *Hartmann* (Rang 27), ist heute nicht mehr gebräuchlich. Erst mit *Werner* (35) und *Walter* (37) gelangen wir zu den typischen Ruf- und Familiennamen. Das einzige Patronym ist mit *Peters* auf Rang 36 belegt. Insgesamt dominieren in dieser Statistik die Berufsbezeichnungen (knapp zweidrittel), in größerem Abstand gefolgt von den Übernamen. Die Übernamen sind tendenziell einsilbig, monomorphematisch und immer transparent (*Klein*, *Schwarz*, *Braun*). Weitere Typen, etwa Herkunfts-, Wohnstätten- oder Fremdnamen, sind überhaupt nicht vertreten. Dies bestätigt, daß genau die für Schweden so ungewohnt klingenden sprechenden Namen (Berufs- und Übernamen) die prototypischen deutschen Familiennamen stellen.

¹¹ Wollte man eine Ordnung auf etymologischer Grundlage erstellen, genügten nicht die 47 häufigsten Familiennamen, wie sie sich in H. Walther, Der Sprachdienst 21 (1977) S. 145ff. und W. Seibicke, Die Personennamen, beziehungsweise, leicht reduziert, hier in Tabelle 1 befinden. So etwa gehören zu den vier *Maier*-Schreibvarianten noch weitere wie zum Beispiel *Mair*, *Meyr* et cetera. Da uns jedoch nicht mehr Daten vorliegen und eine solche Zusammenstellung ein großes Unterfangen wäre, begnügen wir uns mit den Daten in Tabelle 1.

¹² Die häufigste Quelle für *Wolf* ist der gekürzte Rufname *Wolfgang*; als weitere Quelle kann der Übername *Wolf* (ähnlich wie *Fuchs*, *Hase*) betrachtet werden.

⁹ Nach H. Walther, Der Sprachdienst 21 (1977) S. 145ff. und W. Seibicke, Die Personennamen.

¹⁰ Nach W. Seibicke, Die Personennamen, S. 163.

2. Entstehung und Quellen der schwedischen Familiennamen

a) Zur Entstehung. - Auch in Schweden bestanden die wichtigsten Voraussetzungen für die Entwicklung von Familiennamen in der Bevölkerungsverdichtung, in der Zunahme an Verwaltung und Schriftlichkeit und auch in einem tendenziellen Rückgang des Rufnamenbestandes. Wie schon für das Deutsche angedeutet, ist auch in Schweden das Kombinationsprinzip innerhalb der zweigliedrigen Rufnamen erstarrt, und auch hier wurden christliche Rufnamen massiv importiert; diese sind nie zweigliedrig, durchsichtig oder auch nur segmentierbar, das heißt, sie verstärken den Trend zur morphologischen Eingliedrigkeit. Um sich eine Vorstellung von der Dominanz der biblischen gegenüber den germanischen Rufnamen zu machen, genügt es, sich in Tabelle 2 (S. 157) die in den 20 häufigsten Familiennamen auf *-son* enthaltenen Rufnamen anzusehen: Nur fünf (ein Viertel) dieser Familiennamen enthalten einen germanischen Rufnamen (nämlich *Karlsson*, *Eriksson*, *Olsson*, *Svensson*, *Gustavsson*), während 15 (drei Viertel) auf biblische (und damit fremde) Rufnamen zurückgehen.

In Schweden verliefen die demographischen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen in vielerlei Hinsicht anders als in Deutschland, vor allem zeitlich versetzt: So entstehen zum Beispiel die Städte erst während der Hansezeit (ab dem 14. Jahrhundert), und entsprechend entwickeln sich auch Verwaltung und Schriftlichkeit erst ab dieser Zeit.

Hinzu kommt, daß die Bevölkerungsdichte in diesem viel größeren und klimatisch unwirtlicheren Land bedeutend geringer war als in Deutschland, und auch das Bevölkerungswachstum war hier viel schwächer: Aufgrund von Epidemien, Mißernten, Kriegen und hoher Kindersterblichkeit ist die schwedische Bevölkerung bis zum 18. Jahrhundert nur unbedeutend gewachsen; erst im 19. Jahrhundert verdoppelt sie sich (von 2,4 Mio um 1800 auf 5,1 Mio um 1900), und dies trotz Massenauswanderungen. Auch die Industrialisierung (und damit verbunden das Städtewachstum) fand später als in Deutschland statt (nämlich in den Dekaden um 1900), und entsprechend höher ist der Anteil der ländlichen an der Gesamtbevölkerung. Was die heutige Dichte betrifft, so konzentrieren sich 90% der schwedischen Bevölkerung (von knapp 9 Mio Einwohnern) auf das südliche Drittel Schwedens.

Alle diese außersprachlichen Faktoren haben insgesamt zu einer geringeren und späteren Bevölkerungsverdichtung als in Deutschland geführt, was die Benennungspraxis Rufname + (unfester) Zuname viel länger erhalten

hat. Erst ab dem 16. Jahrhundert zeichnen sich beim schwedischen Adel erste Tendenzen zu festen Familiennamen ab, das heißt circa 500 Jahre später als in (Südwest)Deutschland.

b) Quellen. - Auch bezüglich der Quellen seiner Familiennamen verhält sich das Schwedische grundlegend anders als das Deutsche: Erstens verfügt es über insgesamt weniger Quellen und zweitens auch über andere Typen. In der schwedischen Onomastik folgt die Typologie der Familiennamen sozialen Gesichtspunkten, das heißt, die Familiennamen werden nach ihren Trägergruppen unterteilt (z.B. Adelsnamen, Geistlichennamen, Soldatenamen etc.). Die deutsche Onomastik fragt dagegen nach den Benennungsmotiven (siehe Abschnitt 1.1.b). Um hier die Klassifikationsprinzipien konsistent zu halten und dennoch nicht die schwedische Tradition zu übergehen, wurden bei der folgenden Einteilung beide Prinzipien berücksichtigt (in Klammern befindet sich die schwedische Systematik):

(1) Familiennamen aus Patronymen (Bauernnamen): Im Gegensatz zu Deutschland war das patronymische Prinzip in ganz Schweden (und Skandinavien) flächendeckend und viel länger verbreitet. Erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts erstarrten diese Patronyme zu Familiennamen, das heißt, feste *son*-Bildungen wurden vererbt (auch auf Töchter)¹³. Bei den schwedischen *son*-Namen handelt es sich um die wichtigste und reichste Quelle für Familiennamen. Wichtig ist, daß die vielen *son*-Namen relativ wenige unterschiedliche Rufnamen enthielten und enthalten: Extrem viele Schweden - nämlich knapp 20% - teilen sich die fünf Familiennamen *Johansson*, *Andersson*, *Karlsson*, *Nilsson* und *Eriksson*. Während also in Deutschland (1970) 'nur' jede/r Hundertste *Müller* heißt, trägt in Schweden (1973) fast jede/r zwanzigste den Familiennamen *Johansson* (nämlich 4,86% gemäß dem Familiennamen-Vorschlagskatalog "Svenska efternamnsförslag" von 1992).

(2) Zweigliedrige Naturnamen (Adels- und Bürgernamen): Obwohl in der schwedischen Onomastik entsprechend der sozial motivierten Klassifikation bei diesem Typ zwei Gruppen unterschieden werden, sollen hier - da sich ihr Strukturprinzip größtenteils deckt - beide unter eine Rubrik gefaßt

¹³ Dagegen hat sich auf Island bis heute die produktive Patronymik erhalten, das heißt, dort hat das Patronym noch den Status eines (unfesten) Zunamens, während der Rufname den wichtigeren Hauptnamen stellt.

werden: Es handelt sich um den charakteristischen schwedischen zweigliedrigen Familiennamen vom Typ *Björnberg* 'Bärenberg', *Lindgren/Lindkvist* 'Lindenast' beziehungsweise '-zweig', *Stenkvist* 'Steinzweig' et cetera. Bei seiner Herausbildung können zwei Stränge unterschieden werden, die die Unterteilung in Adels- und Bürgernamen rechtfertigen, die jedoch letztlich zu einem ganz ähnlichen Ergebnis geführt haben¹⁴.

Im 16. Jahrhundert beginnt der schwedische Adel mit der Annahme von Familiennamen. Grundlage der Namenwahl bildete zumeist das Wappen. Diesem entnahm man in der Regel zwei charakteristische Elemente: Enthielt es zum Beispiel einen Bären auf einem Berg, nannte sich die Familie *Björnberg* 'Bärenberg', enthielt es einen Habicht und eine Blume, nannte man sich *Lilliehö(ö)k* 'Lilienhabicht'. Oft war das Wappen in zwei Felder gegliedert, was eine zweiteilige Benennungsstruktur besonders nahelegte. Auffällig ist, daß diese Adelsnamen viel häufiger zwei- als eingliedrig aufgebaut waren, daß das Kompositum keinen besonderen Sinn ergeben mußte, und daß die Einzelglieder überwiegend aus den Bereichen der Natur (Flora, Fauna, Landschaftsformen) und des Militärs (Waffen, Zubehör, Metalle) stammten¹⁵. 1626 wurde der Adel zu Familiennamen verpflichtet; entsprechend vermehrt sich dieser Namentyp im 17. und 18. Jahrhundert, zumal damals auch viele Adelungen vorgenommen wurden. Bei solchen Adelungen wurde oft der bereits bestehende Familienname beibehalten und nur durch ein typisches Adelspräfix wie zum Beispiel *Gyllen-*, *Ehren-*, *Rosen-*, *Lillie(n)-* und so weiter erweitert. In diesen zweigliedrigen Adelsnamen ist die Keimzelle für die später so erfolgreichen Namenkomposita vom Typ *Lindgren* zu sehen.

Den zweiten Entwicklungsstrang, der jedoch unter Einfluß des ersten (ent-)stand, bilden die sogenannten bürgerlichen Namen: Im 17. Jahrhundert, also etwa 100 Jahre nach den ersten festen Familiennamen beim Adel, greifen auch die Bürger zunehmend zu Familiennamen. Auch deren Struktur zeichnet sich durch Zweigliedrigkeit aus, wobei zwar Lexeme aus dem militärischen Bereich fehlen, dafür aber öfter Ortsnamen verwendet werden. Dabei ist zu bedenken, daß die Toponyme in Skandinavien viel transparenter

sind als etwa in Deutschland, wo mehrere vordeutsche Substrate (vor allem keltisch und lateinisch) zu vielen opaken Toponymen geführt haben (*Rhein, Köln, Worms*). Da eine solche Schicht in Skandinavien weitgehend fehlt, ist bei einem Familiennamen wie zum Beispiel *Djurberg* 'Tierberg' oft schwer zu entscheiden, ob er auf ein Toponym zurückgeht (was hier der Fall ist), oder ob er eine sekundäre, künstliche Zusammensetzung nach dem Vorbild der Adelsnamen darstellt. Bei den freien Kombinationen waren der Kreativität kaum Grenzen gesetzt, so daß es oft zu regelrechten Nonsense-Bildungen kam. Tendenziell läßt sich feststellen, daß das Erstglied eher an einen Ortsnamen anknüpft im Gegensatz zum stärker appellativischen und rein naturbegrifflichen Zweitglied. Zuweilen kommt es bei den bürgerlichen Namen auch zu eingliedrigen Strukturen; immerhin nehmen in den Häufigkeitsstatistiken von 1973¹⁶ und von 1979¹⁷ (siehe unten Tabelle 2) die Familiennamen *Berg* 'Berg' Rang 30, *Lind* 'Linde' Rang 42 beziehungsweise 44 und *Holm* 'kleine Insel' Rang 43 beziehungsweise 45 ein. Auch solche monomorphematischen Familiennamen beinhalten Naturbezeichnungen im weiteren Sinn.

Abschließend kann zu diesem Familiennamentyp festgehalten werden, daß zwar von der freien Appellativik ausgiebigst Gebrauch gemacht wird, doch daß die potentielle Gesamtbedeutung dieser Komposita zumeist ungewöhnlich bis unsinnig ist, so daß echte Verwechslungen mit den Appellativen nicht stattfinden. Zu neueren Entwicklungen dieses Typs s. Abschnitt II.3.c).

(3) Familiennamen aus latinisierten Herkunftsbezeichnungen und Patronymen (Geistlichennamen): Viel häufiger als in Deutschland griff man in Schweden zu Latinisierungen (seltener auch zu Gräzisierung) unterschiedlicher Art. Diese Namenmode tritt zuerst bei den Geistlichen auf, und dies schon zur Reformationszeit. Zu festen Familienamen werden sie jedoch erst ab dem 17. Jahrhundert. Noch heute entsteht dieser Namentyp beim Familiennamenwechsel, wenn auch weniger häufig als der zweigliedrige Naturnamentyp. Bei den Latinisierungen wurden unterschiedliche Verfahren angewandt, die man (a) als morphologische und (b) als lexikalische Latinisierung, das heißt als echte Übersetzung, bezeichnen könnte. In beiden

¹⁴ Zu Näherem siehe I. Modéer, Personnamn; G. Utterström, in: Fem artiklar.

¹⁵ Nicht selten waren Adelsnamen um den Herkunftsort oder die -region des Geschlechts erweitert, wobei als Präposition neben schwed. *af* auch dt. *von* und frz. *de* verwendet wurden.

¹⁶ Siehe den Namenkatalog "Svenska efternamnsförslag" von 1992, S. XX.

¹⁷ Siehe H. Rvdén, Språkorientering, S. 177.

Fällen bildet die schwedische Grundlage ein Patronym oder häufiger einen Orts- beziehungsweise Landschaftsnamen (Herkunftsbezeichnung).

(a) Im Fall der morphologischen Latinisierung blieb die propriale Wurzel unübersetzt, doch wurde sie mit lateinischen Suffixen versehen. So etwa wurde ein *Erik Eriksson* zu *Ericus Erixi*. Am häufigsten wurde das Flexiv *-(e/i)us* suffigiert, dem auch Wortbildungselemente vorangehen konnten: *-in(i)us*, *-onius*, *-elius*, *-enius* etc. Öfter als bei Patronymen kam es zur Latinisierung von Toponymen: *Dalekarlus*, *Lind* → *Linnaeus*, *Nöbbelöv* → *Nobelius*, *Nor* → *Norenius*. Wie das Beispiel *Nöbbelöv* → *Nobelius* zeigt, wurde bei der Latinisierung gelegentlich ein Namensteil unterschlagen (hier *-(l)öv*), und auch die propriale Wurzel konnte formal latinisiert werden (*Nöbbel-* → *Nobel-*; siehe unten).

(b) Im Fall der lexikalischen Latinisierung wurde der ganze schwedische Familienname übersetzt: *Korsberga* 'Kreuzberg' → *Crucimontanus*, *Högen* 'Hügel' → *Celsius*. Bei zweigliedrigen Originalnamen wurde oft nur ein Glied (meist das erste) übersetzt, das andere fiel weg: *Duvåker* 'Taubenacker' → *Columbus*; *Dalberg/Dalby* 'Talberg/Taldorf' → *Wallerius*. Auch bei Rufnamen und Patronymen kam es zuweilen zu 'Übersetzungen': *Påvel* → *Paul(in)us*, *Lars* → *Laurentius*.

Bei diesen Latinisierungen entstehen meist typisch lateinische phonologische, orthographische, phonotaktische und prosodische Strukturen: Schwedische Umlaute werden oft 'velarisiert' und entsprechend verschriftet (*Nöbbelöv* → *Nobelius*, *Gävle* → *Gavelius*) oder in die Digraphe <oe> beziehungsweise <ae> überführt (<Lästa> → <Laestadius>). Hierdurch kommt es zur 'Revelarisierung' palatalisierter <g> [j] und <k> [ç], wie das Beispiel *Gävle* → *Gavelius* zeigt: [ˈjeːvle] → [gaˈveːlius]. 'Unlateinische' Konsonantencluster werden aufgelöst, das heißt durch epenthetische Vokale in CVC-Strukturen überführt: *Gävle* → *Gavelius*. Viel einschneidender ist die prosodische Latinisierung, bei der fast immer eine Akzentverschiebung auf die Pänultima erfolgt (die Akzentstelle wird hier durch Unterstreichungen markiert): *Erik* → *Ericus*; *Nöbbelöv* (mit Akzent 2) → *Nobelius*; *Lind* → *Linnaeus*; *Nor* → *Norenius*. Wie die wenigen Beispiele schon zeigen, bewirkten die Latinisierungen auf allen Ebenen eine Entfernung von schwedischen Strukturen, das heißt einen kräftigen Dissoziationsschub. Auch etwaige transparente Strukturen wurden durch die Latinisierung oft verdunkelt: *Lind* 'Linde' → *Linnaeus* '?'; *Nöbbelöv* = *Nöbbe-* (Ortsname) + *-löv* (typischer

Ortsnamenbestandteil, der neuhochdeutsch (*Gor*)-*leben* entspricht) → *Nobelius* '?'.¹⁸

Im 18. Jahrhundert ging man häufig dazu über, das (unbetonte) lateinische Flexiv zu apokopieren, so daß ein Ultimaakzent entstand: *Nobelius* → *Nobel* <Nobel>, *Linnaeus* → *Linne* <Linné>, *Norenius* → *Noren* <Noreen>. Auf diese Weise bildeten sich die heute so charakteristischen und durchgehend endbetonten Familiennamen auf <-é, -én/-een, -ér, -án, -(l)in, -el(l)> heraus. I. Modée zufolge gab es in den fünfziger Jahren immerhin 3400 verschiedene Familiennamen nur auf -ell und -in (und 2500 auf -ius und -aeus). Der graphische Akzent wird i.a. dann gesetzt, wenn die betreffende Silbe auch in schwedischen Appellativen (und dann natürlich unbetont) vorkommt wie zum Beispiel -en bei Substantiven mit dem definiten Artikel; auf diese Weise kann es zu echten graphischen Minimalpaaren kommen (wobei Eigennamen immer, Appellative dagegen nur am Satzanfang großgeschrieben werden): <Linden> 'die Linde' vs. <Lindén> (Familienname). Die Ursache für die Apokope wird im schulmeisterlich-pedantischen Beigeschmack der Langformen gesehen; überzeugender ist der durch die Apokope bewirkte 'gallisierende' Effekt, das heißt die Annäherung an die Struktur der damals sehr zahlreichen und prestigehaltigen, immer endbetonten Gallizismen. Auch die Entlehnung des französischen Akzentdiakritikons selbst zeugt von der Intensität dieses Einflusses. Daß es für die Apokope auch gute linguistische Gründe gibt, wird in Teil II gezeigt.

(4) Familiennamen aus militärischen Übernamen (Soldatennamen): Die vierte größere Familiennamenquelle bestand in sogenannten Soldatennamen: Als die Bauernsöhne im 16., 17. und 18. Jahrhundert zum Militär kamen, reichte deren Rufname (nebst patronymischem Zunamen) nicht immer zur eindeutigen Identifizierung aus. Diesem Differenzierungsnotstand wurde abgeholfen, indem jeder Soldat bei seiner Einteilung einen sprechenden Übernamen zugewiesen bekam¹⁸. Diese Übernamen beziehen sich primär auf soldatische Qualitäten und sind meist eingliedrig. Am häufigsten sind Substantive wie *Stål* 'Stahl', *Sköld* 'Schild', *Palm* 'Palme' oder *Svärd* 'Schwert' und Adjektive wie *Stolt* 'stolz', *Stark* 'stark', *Modig* 'mutig' oder

¹⁸ Oftmals übernahm man auch den Übernamen seines Vorgängers, der die gleiche Einteilungsnummer besaß.

Rask 'schnell'. Dieser einstige Übernamentyp ist im heutigen Familiennamenbestand mit etwa 100 unterschiedlichen Typen vertreten¹⁹.

(5) Weitere Quellen: In selteneren Fällen konnten auch Herkunfts- und Übernamen unlatinisiert in den Familiennamenbestand eingehen. Auch fremdsprachliche Namen wurden und werden übernommen, darunter übrigens viele deutsche. Auffällig ist jedoch, daß reine Rufnamen, Berufs-, Wohnstätten- und weitgehend auch allgemeine Übernamen (abgesehen von den Soldatennamen) so gut wie keine Rolle im schwedischen Familiennamensystem spielen.

Wie verteilen sich nun diese vier wichtigsten Namentypen auf die heutige schwedische Bevölkerung? Was den Deutschen ihr *Lieschen Müller*, ist den Schweden ihr *Medelvensson* 'Durchschnitts-Svensson'. Wie die Statistik über die 45 häufigsten Familiennamen im Jahr 1979 in Tabelle 2 dokumentiert, dominieren in Schweden immer noch eindeutig die *son*-Namen (hier in Normaldruck): Immerhin gehören die 18 häufigsten Familiennamen diesem Typ an. Erst ab Rang 19 erscheinen die zweigliedrigen (kursivgesetzten) Naturnamen *Lindberg*, *Lindström*, *Lindgren* etc.; dafür belegen sie von den 27 verbleibenden Rängen (zwischen 19 und 45) immerhin 16 Positionen (darunter auch drei eingliedrige Naturnamen), die *son*-Namen dagegen nur zehn. Mit *Lundin* auf Platz 41 taucht ein dritter Namentyp auf, der latinisierte und endbetonte Geistlichennamen (in Fettdruck).

Tabelle 2: Die 45 häufigsten schwedischen Familiennamen im Jahr 1979²⁰

(1) Johansson	(16) Bengtsson	(31) <i>Sandberg</i>
(2) Andersson	(17) Magnusson	(32) Henriksson
(3) Karlsson	(18) <u>Olofsson</u>	(33) Håkansson
(4) Nilsson	(19) <i>Lindberg</i>	(34) Danielsson
(5) Eriksson	(20) <i>Lindström</i>	(35) Fransson
(6) Larsson	(21) Jakobsson	(36) <i>Forsberg</i>
(7) Olsson	(22) <i>Lindgren</i>	(37) <i>Lindkvist</i>
(8) Persson	(23) Axelsson	(38) <i>Sjöberg</i>
(9) Svensson	(24) <i>Lundberg</i>	(39) <i>Engström</i>
(10) Pettersson	(25) <i>Bergström</i>	(40) <u>Samuelsson</u>
(11) Gustavsson	(26) <i>Lundgren</i>	(41) Lundin
(12) Jonsson	(27) Fredriksson	(42) <i>Eklund</i>
(13) Jansson	(28) Mattsson	(43) Mårtensson
(14) Hansson	(29) <i>Berglund</i>	(44) <i>Lind</i>
(15) Jönsson	(30) <i>Berg</i>	(45) <i>Holm</i>

Im "Svenska efternamnsförslag" von 1992 (künftig: SEF) ist eine Statistik über die 142 häufigsten schwedischen Familiennamen von 1973 zu finden (die übrigens mit der Statistik in H. Rydén übereinstimmt): Bezieht man die weiteren Ränge (von 46-142) ein, überrunden die Naturnamen den patronymischen Typ deutlich (81 zu 55), und dieser Trend hält an, da viele Schwedinnen und Schweden vom Namenwechsel Gebrauch machen und dabei meist ihren unspezifischen *son*-Namen gegen einen zweigliedrigen Naturnamen eintauschen. Da hier jedoch Doppelbelegungen seit einigen Jahrzehnten verboten sind, wird gerade verhindert, daß ein ganz konkreter Naturname populär wird, das heißt eine hohe Tokenfrequenz erlangt. Stattdessen entsteht eine riesige Palette an Varianten dieses Musters, das heißt hohe Typenfrequenz. Erstellt man eine Statistik unter der Fragestellung, wieviele Schweden einen *son*- und wieviele einen Naturnamen tragen, käme man sicherlich zu einem anderen Ergebnis.

¹⁹ Zu dieser interessanten Namenquelle sich eingehend M. Wahlberg, in: *Studia Anthropologica Scandinavica*.

²⁰ Nach H. Rydén, *Språkorientering*, S. 172.

c) **“Dags att byta namn”**²¹: **Namenwechsel gefällig?**. – Schweden verfügt über eines der liberalsten Namensgesetze: Wie bereits angedeutet, kann man sich bei Mißfallen seines ererbten Familiennamens über das Patentamt einen neuen Familiennamen besorgen, selbst wenn der bisherige Name einzigartig ist und damit den Ansprüchen eines guten Familiennamens genügt²². Bei einem zweiten Namenwechsel müßten jedoch triftige Gründe vorgebracht werden. Der Namenwechsel – prinzipiell auch bei Rufnamen möglich – ist auf einem vorgefertigten Formular zu beantragen, kostet 1100 Kronen (ca. 250 DM) und dauert drei bis vier Monate. Dabei kann man selbst einen Namen kreieren, wobei bestimmte Kriterien zu beachten sind, oder man besorgt sich beim Patentamt das Buch *“Svenska efternamnsförslag”*, das 22.000 Namensvorschläge enthält, und sucht sich davon einen aus. Nachdem das Patentamt überprüft hat, ob der gewünschte Name weder bereits vergeben noch einem anderen Namen zu ähnlich ist noch unschwedisch klingt oder sonstige Mängel hat, folgt eine einmonatige Bekanntmachung; erhebt niemand Einspruch gegen den Vorschlag, wird dem Antrag stattgegeben. Typische Gründe für solche Namenwechsel sind Häufigkeit beziehungsweise Gewöhnlichkeit des bisherigen Familiennamens – was vor allem *son*-Namen betrifft –, oder der Name erweckt lächerliche oder anstößige Assoziationen. Manchmal möchte man auch einen früheren Familiennamen annehmen. Theoretisch möglich ist auch die Annahme eines echten Patro- beziehungsweise Metronyms (das tatsächlich an einen elterlichen Rufnamen anschließt und auf *-son* beziehungsweise *-dotter* enden kann). Für diesen Typ gilt nicht das Verbot der Doppelvergabe. Von der Wiederbelebung dieses alten Prinzips wird jedoch relativ wenig Gebrauch gemacht. Als neuer Familiennamentyp wird eindeutig der zweigliedrige Naturnamen favorisiert, wovon die 22.000 Namensvorschläge des Patentamtes im SEF deutliches Zeugnis ablegen. Mit Hilfe von Computern wurde ein immenses Korpus zweigliedriger Kombinationen erzeugt.

Bis zur Jahrhundertwende war der Namenwechsel nicht reglementiert (doch durchaus schon populär); dies erklärt die tokenfrequenten Naturnamen

in Tabelle 2 (wie *Lindberg, Lindström, Lindgren, Lundberg, Bergström* etc.). Erst die seit 1902 geltende Familiennamenverordnung führte zu einer Kontrolle und Steuerung des Namenwechsels, das heißt, Doppelvergaben (außer bei *son*-Namen) wurden unmöglich, und es wurden Kriterien formuliert, wie der neue Name auszusehen habe. Auf diese Kriterien soll im linguistischen Teil (Abschnitt II.2.c) eingegangen werden.

Daß in Deutschland, abgesehen von seltensten, wohlbegründeten Ausnahmefällen, eine solche liberale Namenspraxis nicht annäherungsweise besteht, braucht nicht betont zu werden. Dies hat wichtige Konsequenzen für die Beschaffenheit der beiden Familiennamensysteme: Während im Deutschen ein erstarrtes, geschlossenes System vorliegt – sieht man von ausländischen Familiennamen ab, wird der Familiennamenbestand schon seit langer Zeit nicht mehr erweitert, eher sogar reduziert –, handelt es sich beim schwedischen Familiennamensystem um ein offenes Inventar; dieses erfährt sowohl Erweiterungen als auch (seltener) Reduktionen, d.h. es befindet sich in lebhafter Dynamik. Hier läßt sich also Namenwandel par excellence beobachten. Vermutlich als Reaktion auf die Labilität des Familiennamens verfügen alle Schweden über einen weiteren, absolut eindeutigen und festen Eigennamen in Gestalt ihrer Personnummer; diese umfaßt immerhin zehn Stellen (wovon sich sechs auf das Geburtsdatum beziehen und eine auf das Geschlecht). Ohne diese Nummer ist der behördliche Alltag undenkbar, auch der Familiennamenwechsel läuft nicht ohne sie. Genaugenommen besteht in Schweden also ein dreistelliger Gesamtname (Rufname + Familienname + Personnummer), in Deutschland dagegen nur ein zweistelliger (Rufname + Familienname)²³.

Möglicherweise haben diese Unterschiede einschneidende pragmatische Konsequenzen bewirkt, die hier nur angerissen werden können: In Schweden haben die Ruf- und Familiennamen eine andere Wertigkeit als in Deutschland. Der Rufname deckt hier nicht nur den kommunikativen Nähe-, sondern auch einen Großteil des Distanzbereichs ab. Selbst ältere und sich fremde Personen sprechen sich mit ihrem Rufnamen an, das heißt, der Rufname erfaßt immer mehr die bisherige Domäne des Familiennamens. Dieser kann heute kaum mehr ohne Koppelung an den Rufnamen verwendet

²¹ “Zeit zum Namenwechsel”: Titel der Informationsbroschüre des schwedischen Patentamtes zum Namenwechsel (von 1995).

²² “Byte av efternamn [...] får göras även om den som vill byta redan bär ett ovanligt eller annars lämpligt efternamn” (aus: Namnlagen 1986, S. 18); Übersetzung: Ein Familienname darf auch dann gewechselt werden, wenn die Person, die den Wechsel vornehmen möchte, schon einen ungewöhnlichen oder sonst geeigneten Familiennamen trägt.

²³ Sowohl der Rufname (zum Beispiel Doppelname oder mehrere Rufnamen) als auch der Familienname können im Schwedischen und im Deutschen komplex sein.

werden²⁴: Die Anrede *fru Lindgren* 'Frau Lindgren' wirkt mittlerweile stark antiquiert - übrigens ähnlich wie das 'Siezen' mit *Ni*²⁵. Den äußersten Distanzbereich (für den behördlich-bürokratischen Verkehr) hat dagegen die Personennummer belegt. Es scheint also, daß sowohl die Personennummer als auch der Rufname den Funktionsbereich des Familiennamens von beiden Seiten her beschnitten und entwertet haben (beziehungsweise noch dabei sind, denn dieser Prozeß läßt sich heute gut beobachten). Dagegen hat sich in Deutschland ein zweigeteiltes Anredefeld erhalten, dessen privat-vertraulicher Nähebereich vom (individuellen) Rufnamen und dessen förmlicher Distanzbereich vom (ererbten) Familiennamen abgedeckt wird. Diese beiden Kommunikationssphären korrelieren mit der *Du*- und *Sie*-Anrede. An der Nahtstelle von Nähe- und Distanzfeld befinden sich - abgesehen von leichten Verschiebungen in jüngerer Zeit - mehrfache, teils über Kreuz gehende Überschneidungen (Rufname + *Sie*, Familienname + *Du*), die zu einer nicht nur für Ausländer komplizierten Anredepragmatik geführt haben.

3. Deutsche und schwedische Familiennamen im kulturhistorischen Vergleich

Bleibt man auf der kulturhistorischen Ebene, so könnte man resümierend zu dem Schluß kommen, daß die unterschiedlichen Zeitpunkte der Entstehung von Familiennamen in Deutschland und in Schweden auch unterschiedliche Typen von Familiennamen gezeitigt haben:

Bedingt durch die spätere Bevölkerungsverdichtung fiel die Entstehung der schwedischen Familiennamen in die Zeit des Humanismus; dies erklärt die Popularität des latinisierten Namentyps. Das Aufkommen des schwedischen zweigliedrigen Naturnamens begann beim Adel und wurde, anders als in Deutschland, von den Bürgern ausgiebigst kopiert und variiert; zusätzlich kann auch die Romantik die Naturnamen begünstigt haben. Schließlich erklärt sich auch das Aufkommen der sogenannten Soldatennamen aus dem späteren Zeitpunkt der Entstehung von Familiennamen: Die Heere des 17. und 18. Jahrhunderts, die ja nichts anderes als lokale (und temporäre)

Bevölkerungsverdichtungen waren, erforderten eindeutige Namen bei den Soldaten; dabei griff man naheliegenderweise zu kämpferischen Attributen. Und der große Anteil an *son*-Namen ergibt sich aus der in Schweden ohnehin viel stärkeren und längeren Tradition des patronymischen Benennungsmotivs.

In Deutschland setzte die Entstehung von Familiennamen 500 Jahre früher ein. Daß hier viel mehr zu Berufsbezeichnungen, Übernamen und Herkunftsnamen gegriffen wurde, könnte man zum einen in der traditionell geringeren Verbreitung der Patronymik sehen, zum anderen aber in der stärkeren Verdichtung der Bevölkerung, was spezifischere Namenszusätze erforderte als einen weiteren Rufnamen + *-son*. In der sehr dichten städtischen Bevölkerung war die Arbeitsteilung viel ausgeprägter, so daß die Angabe des Berufs stärker differenzierte als der Rufname des Vaters. Auch Übernamen eigneten sich gut zur Herstellung eindeutiger Referenz. Im ländlicheren Schweden dürfte dagegen der Anteil der Bauern an der Gesamtbevölkerung zu hoch gewesen sein, als daß eine solche Berufsangabe ein besonderes Differenzierungspotential besessen hätte. Im Gegensatz zu Schweden waren in Deutschland zur Zeit des Humanismus und vor allem in der Romantik die Familiennamen schon zu etabliert, so daß die Quelle der latinisierten Namen und der Naturbezeichnungen nicht in diesem Ausmaß genutzt zu werden brauchte²⁶. In Schweden dagegen setzte erst in dieser Epoche überhaupt der Bedarf an Familiennamen ein.

II. Deutsche und schwedische Familiennamen im linguistischen Vergleich: Unterschiedliche Strukturprinzipien

Die meisten Arbeiten zur Onomastik befassen sich mit kulturgeschichtlichen und etymologischen Fragen der bisher auch hier praktizierten Art. Diese Perspektive ist zweifellos berechtigt, da der Eigenname stark außersprachlichen Faktoren unterworfen ist. Dennoch sollte man nicht auf dieser Ebene verharren, sondern auch nach linguistischen Gründen fragen: Eigennamen haben - wie jede Wortart - ganz spezifische Funktionen zu erfüllen, und

²⁴ Ähnlich wie im Deutschen kann auch im Schwedischen beim Militär und (bemerkenswerterweise) unter männlichen Schülern der blanke Familienname für die Anrede verwendet werden.

²⁵ Allerdings soll es in distanzsprachlichen Situationen wie zum Beispiel in Banken in jüngerer Zeit zum vermehrten Gebrauch von *Ni* 'Sie' kommen, was paradoxerweise besonders von der jüngeren (mit *du* aufgewachsenen) Bevölkerung ausgeht.

²⁶ Weniger etabliert waren Familiennamen lange Zeit bei der jüdischen Bevölkerung Deutschlands. So kommt es gerade in der Romantik zu Zwangsnamengebungen. Einen häufigen jüdischen Familiennamentyp stellen dabei die sogenannten poetischen und blumigen Namen dar wie *Sternberg*, *Rosendal*, *Rosenzweig*, *Rosenduft*, *Rosenbaum*, *Mandelzweig*, *Lindenzweig*, *Lilienfeld* und so weiter; deren Strukturprinzipien korrespondieren in auffälliger Weise mit dem schwedischen zweigliedrigen Naturnamen.

diese Funktionen prägen wiederum die Eigennamenstruktur. Ebenso kann sich der Eigenname wie jede Wortart verändern, das heißt (s)einem Ideal näherkommen. Was vordergründig betrachtet oft einfach als Namenmode bezeichnet wird, könnte sich in Wirklichkeit als eine Optimierung des Eigennamens gemäß seinen Aufgaben und Funktionen erweisen.

1. Eigennamenfunktionen und -ideale

Die wichtigste Funktion jedes Eigennamens besteht in seiner Monoreferentialität, das heißt in der eindeutigen Bezeichnung nur eines einzelnen Objekts, im Fall der Familiennamen also einer Familie. Erst in Kombination mit dem individuellen Rufnamen kann die Referenz auf eine Einzelperson geleistet werden²⁷. Die nächst verwandte Wortart, das Appellativ, bezeichnet mittels seiner semantischen Merkmale eine ganze Klasse von Gegenständen (z.B. *Bäcker* 'jeder beruflich Backende' (Appellativ) vs. *Becker* 'bestimmte Familie/Person' (die nicht unbedingt backen können muß) (Eigenname)). Natürlich kann auch mit Appellativen Monoreferenz geleistet werden, doch dies erfordert den Einsatz von weiteren Appellativen, Indikatoren und/oder von Eigennamen: *der Bäcker am Ende der Goethestraße* (Eigenname)/... *am Ende dieser* (Indikator) *Straße* (Appellativ). In jedem Fall ist hiermit ein größerer Aufwand verbunden²⁸. Eigennamen ermöglichen dagegen als bloß identifizierende Etiketten den direkten sprachlichen Zugriff auf einen Gegenstand. Dabei erhalten nur die wichtigsten Gegenstände - vor allem Personen und Örtlichkeiten im weitesten Sinn - einen Namen, und auch hiervon kennt man nur diejenigen, die man oft gebraucht. Sinkt die Gebrauchsfrequenz, so löscht man den Namen bald wieder.

Der Mensch des 20. Jahrhunderts muß im Vergleich zu dem des Mittelalters ein Vielfaches an Personen unterscheiden; dies erfordert genügende Differenzierung. Früher reichte ein Rufname (*Wilhelm, Karl*), und wenn es mehrere *Karls* gab, schafften Zusätze (Übernamen, Beruf, Herkunft, Wohnort/-stätte, Rufname des Vaters ...) Eindeutigkeit. Dies funktioniert im Prinzip auch heute noch so im Familien- und Freundeskreis. Erst die zuneh-

mende Konzentration von Personen und die Erweiterung des Kommunikationsradius haben, wie gezeigt, zu festen Familiennamen geführt.

Um nun eine optimale Differenzierung zu gewährleisten, könnte jede Person sozusagen präventiv mehrere Rufnamen und außerdem einen doppelten Familiennamen annehmen. Doch scheitert dieses Maximalprinzip, wie man aus eigener Erfahrung weiß, an seiner Impraktikabilität: Die meisten Verheirateten mit doppeltem Familiennamen benutzen davon de facto nur einen. Ebenso werden Doppelrufnamen, vor allem wenn sie länger sind, abgekürzt (*Hans-Joachim* → *Hans, Hajo, Joachim, Jochen* etc.). Eigennamen sollten also einerseits eindeutig benennen können, andererseits aber auch nicht zu lang sein. Gerade letzteres ist funktional bedingt: Der Vorteil der Eigennamen gegenüber den Appellativen besteht in der direkten und schnellen Referenz; diesen Zeit- (und Energie-)Vorteil würden lange Eigennamen wieder zunichte machen. Eine weitere Möglichkeit, die lange Eigennamenkombinationen erspart, bestünde in besonders ausgefallenen, markanten, von der Appellativik stark abweichenden Eigennamen. Doch auch hier zeigt die eigene Erfahrung, daß gerade solche Eigennamen unser Gedächtnis am stärksten belasten: Man lernt schwer willkürliche, nicht verankerbare Lautketten, und man vergißt sie wieder leicht. *Becker* läßt sich daher viel leichter merken als *Golodkowski* oder auch nur *Stratz*. Eigennamen sollten also nicht allzu weit von den Appellativen entfernt sein, das heißt, transparente Strukturen sind von Vorteil. Andererseits wären lauter *Beckers, Richters, Schneiders* und *Kochs* auch nicht ideal, die wegen ihrer zu großen Nähe zur Appellativik auch mit dieser verwechselt werden können. Man kennt die Mißverständnisse bei sprechenden Namen wie etwa *Schneider*: Ist von meinem Nachbarn die Rede oder von dem, der Kleider ändert? Natürlich sorgt hier der Kontext für Eindeutigkeit: Meist tritt zum Beispiel vor den Familiennamen das sogenannte Höflichkeits-Lexomorphem *Frau* oder *Herr*; auch in morphologischer (spezielles Pluralmorphem -s, keine Artikelfähigkeit) und syntaktischer Hinsicht (zum Beispiel in Genitivkonstruktionen) weichen Eigennamen von Appellativen ab²⁹. Dennoch hat es immer große Vorteile, wenn schon am Wort selbst sein Status markiert wird.

Der ideale Eigenname sollte also folgende Eigenschaften besitzen: (a) eindeutig referieren und damit hochgradig distinkt sein; Distinktivität wird

²⁷ Dies schließt jedoch nicht aus, daß auch nur der Familienname die Referenz auf eine Einzelperson leisten könnte (was sowohl umgangssprachlich als auch in schriftlichen Texten sogar das Übliche ist). Gerade beim Militär oder unter Schülern herrscht öfter ein solcher vokativischer Familiennamengebrauch der Art *Müller, komm mal her!*.

²⁸ Hierzu sieh O. Werner, in: Proceedings of the 11th International Congress of Linguistics: G. Koß, Namenforschung.

²⁹ Hierzu sieh eingehend H. Kalverkämper, Textlinguistik der Eigennamen.

am ehesten durch Entfernung von der Appellativik erreicht, womit etwaige Verwechslungsgefahr gebannt wird; (b) gut memorierbar, ebenso auch gut aussprechbar sein, das heißt, möglichst an bekannte Strukturen (lexikalischer, aber auch phonologischer, phonotaktischer, orthographischer, morphologischer Art) anknüpfen; diesem Anspruch werden appellativische (transparente) Strukturen am ehesten gerecht, doch kann dies auf Kosten der unter (a) erwünschten Distinktivität gehen; (c) möglichst kurz sein, dem wiederum ein Ausweichen in weniger bekannte beziehungsweise genutzte Strukturen entgegenkäme. Daß es bei diesem nur grob skizzierten Geflecht teilweise miteinander konfligierender Parameter keine Patentlösung gibt, leuchtet ein. Dennoch ergeben sich mehr oder weniger gute Kompromißlösungen, mit denen unsere realen Eigennamen auf diese so unterschiedlichen Anforderungen reagieren³⁰. Auf die drei wichtigsten Strategien wird im folgenden eingegangen.

2. Die wichtigsten Familiennamenstrukturen

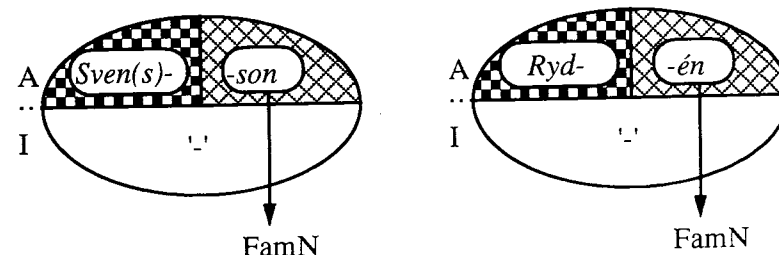
a) Typ 1: Anderer Eigenname + onymisches Suffix. - Ein häufiges propiales Verfahren besteht in der Nutzung von anderen Eigennamen, das heißt, bereits vorliegendes anthro- oder toponymisches Material wird übernommen und verarbeitet. Daß damit ein neuer Eigenname geschaffen wird, markieren sogenannte onymische (auch: onomastische) Suffixe.

Auf anthroponymischem Material basiert der patronymische Familienname auf *-son* (*Svensson*): Im prototypischen Fall besteht er aus einem männlichen Rufnamen (hier *Sven*), eventuell einem Fugen-*s* (wie hier zumindest graphisch vorhanden) und dem Suffix *-son* [ˈsɔn]. Dieses bedeutet nicht mehr 'Sohn', denn zum einen bezieht sich ein solcher Eigenname auch auf Frauen, zum anderen lautet das Lexem 'Sohn' im heutigen Schwedisch [ˈsoːn], im Deutschen [ˈzoːn]. Im Grunde genommen handelt es sich um eine ökonomische Methode: Die Basis entstammt einem anderen, bereits bekannten Inventar, und das spezifische Suffix zeigt an, daß dieses Wort ebendiesem Inventar (der Rufnamen) gerade nicht angehört; indem *-son* sogar ausschließlich in Familiennamen vorkommt, kann seine Bedeutung mit 'Familienname' angegeben werden, das heißt, es leistet mehr als nur zu verhindern, daß das betreffende Wort als Rufname mißverstanden wird. Dieser

Nachteil haftet nämlich dem deutschen Familiennamentyp des puren Rufnamens an. Der häufigste Vertreter ist *Werner*. Spricht man - eher umgangssprachlich - über einen *Udo Werner*, referiert man auf ihn einfach mit *der Werner*. Dies kann zu echten Fehlreferenzen führen, da der Hörer wahrscheinlich jemanden kennt, der *Werner* mit Rufnamen heißt. Der pure Rufname als Familienname kann daher nicht als optimal betrachtet werden. Ein onymisches Suffix würde hier mit wenig Aufwand Klarheit schaffen. Daher muß man sich fragen, warum in Schweden gerade dieser Familiennamentyp auf *-son* aufgegeben wird. Wie in Abschnitt I.2.b) (1) erwähnt wurde, teilt sich ein Fünftel aller Schweden nur die fünf Familiennamen *Johansson*, *Andersson*, *Karlsson*, *Nilsson* und *Eriksson*. Das heißt, der Fundus an potentiellen Rufnamen innerhalb der Patronyme wird viel zu wenig genutzt. Dies läßt auf starke Namenmoden im letzten Jahrhundert, als das patronymische Prinzip noch produktiv war, schließen, die zu überproportional vielen Vergaben der Rufnamen *Johan*, *Anders*, *Karl*, *Nils* und *Erik* geführt haben. Übrigens befinden sich vier dieser fünf Namen noch heute unter den zehn häufigsten männlichen Rufnamen³¹.

Abbildung 1: Die Struktur von *Svensson* und *Rydén*

Abkürzungen: 'FamN' = Familienname;
Symbole:  anderweitiges onymisches Material;
 onymisches Affix



³⁰ Zu dieser Thematik siehe ausführlich D. Nübling, in: Beiträge zum internationalen Symposium über Natürlichkeitstheorie.

³¹ Gemäß einer Statistik von 1979 in H. Rydén, Språkororientering, S. 171: diese vier Rufnamen sind (frequenzgeordnet): *Karl*, *Erik*, *Nils*, *Anders*.

Auf toponymischem Material basieren die latinisierten Familiennamen vom Typ *Rydén*: Einem schwedischen Orts- oder Landschaftsnamen (hier dem typisch südschwedischen Zweitglied *-ryd*) wurde das lateinische Suffix *-enius* angehängt (das später zu *-én* apokopiert wurde). Indem solche Suffixe ausschließlich in Familiennamen vorkommen, sind auch sie - ähnlich wie *-son* - reine Indikatoren für einen Familiennamen, also onymische Suffixe. Ein zusätzlicher Familiennamen-Indikator prosodischer Natur besteht im charakteristischen Pänultimaakzent - beziehungsweise Ultimaakzent, wenn die letzte Silbe des lateinischen Suffixes apokopiert wurde: *Nobelius* [noˈbe:lius] → *Nobel* [noˈbel]. Besonders die Endbetonung steht in Kontrast zu jeglichem schwedischem Akzentmuster (sieht man von den Gallizismen ab), das heißt, allein die Betonungsstruktur weist auf einen Familiennamen hin und kompensiert die Funktion der apokopierten Endung *-(i)us*. Gleiches leisten auch die nach der Apokope verbleibenden typischen Ausgänge *<-én, -ér, -é, -el(l), -in>*, die als Familiennamen-Indikatoren onymische Suffixallomorphik aufweisen. Und schließlich bestechen sie gegenüber den Langformen auf *-(i)us* durch Ausdruckskürze. Bemerkenswert ist, daß sowohl *-(i)us* als auch die Ausgänge *-én, -ér, -ell, -in* und einige andere mehr vom SEF 1992 systematisch als Suffix genutzt werden. Dabei muß die Basis nicht mehr zwingend toponymischer Abkunft sein, sondern kann auch entweder anthroponymisch (*Irmelius* aus *Irma*) oder sogar vollkommen opak (*Grödelius*) sein; die Selektionsbeschränkungen wurden also stark gelockert. Allerdings muß betont werden, daß die toponymische Basis schon bei der früheren, regulären Latinisierung entweder durch die volle Übersetzung opakisiert wurde (siehe *Högen* → *Celsius*) oder auch durch die rein formale Latinisierung, die den Originalnamen verfremdete und oft sogar Teile davon unterschlug (siehe *Nöbhelöv*³² → *Nobelius*). Im Gegensatz zu den *son*-Namen herrschen innerhalb der *(i)us*-Konstruktionen weniger strenge Selektionsbeschränkungen. Einerseits nimmt die Memorierbarkeit ab, je opaker (und länger) die Basis ist. Andererseits erhöht sich hierdurch der Distinktivitätsgrad.

Daß heute die Bildungen auf *-(i)us, -in, -ér, -én, -el(l)* und so weiter Zuwachse erfahren und daß sich dagegen der *son*-Namenbestand per Abwahl sukzessive verringert, dürfte an der reicheren onymischen Suffixallomorphik

des latinisierenden Typs und an der breiteren Auswahl potentieller Basen (Toponyme, neuerdings Anthroponyme und opake Basen) liegen. Dem steht die viel geringere Varianz bei den *son*-Bildungen gegenüber, sowohl was deren Basis (relativ wenige männliche Rufnamen) als auch deren Suffix (ausschließlich *-son*, seltenst *-dotter*) betrifft³³.

b) Typ 2: Im Spannungsfeld von Motivierbarkeit, (partieller) Transparenz und Opakheit. - Unter motivierbaren Familiennamen werden potentiell interpretierbare Namen verstanden, das heißt solche, die zu echten Fehlreferenzen führen können. Hierfür prädestiniert sind die Berufsbezeichnungen im Deutschen (*Schneider, Richter, Bauer, Koch*), da sie als Substantive und außerdem Personenbezeichnungen (übrigens fast durchgehend männlich) ein ähnliches syntaktisches Umfeld wie die Familiennamen besitzen (*Der Schneider hat eben angerufen*)³⁴. Auch Herkunftsnamen wie *Hesse, Elsässer* oder insbesondere allgemeine personenbezeichnende Appellative wie *Mann, Vater, Dame, Mutter, Mörder* gehören in diese Gruppe. Etwas weniger gefährdet sind ehemals adjektivische Übernamen wie *Schwarz, Groß, Jung, Fröhlich*, die sich durch ihre Herkunftswortart und die Inkompatibilität mit ihrer kontextuellen Umgebung als Eigennamen ausweisen (*Der/Die Schwarz hat eben angerufen*). Bei Familiennamen wie *Mai, Birnbaum, Morgenstern, Nagel* erfolgt der Schritt zu transparenten Familiennamen, das heißt, die Struktur ist rein appellativisch, doch nicht mehr motivierbar. Partielle Transparenz entsteht dann, wenn auf einer oder mehreren Ebenen Abweichungen (Dissoziationen) eintreten. Sehr häufig sind graphische Dissoziationen (die meist aus alten beziehungsweise regionalen Schreibungen resultieren und nie der geltenden Orthographie unterworfen wurden): *<Becker>* (Familiennamen) vs. *<Bäcker>* (Appellativ), *<Schaefer>* vs. *<Schäfer>*, *<Weiss>* vs. *<Weiß>*, *<Craemer>* vs.

³³ Wie dem SEF von 1992, S. XIV zu entnehmen ist, wurden in einer früheren Auflage (nämlich 1964) auch *son*-Bildungen mit Basen, die gerade nicht aus Rufnamen bestanden, geschaffen (*Lindson* 'Linde + *-son*', *Balson* '?' + *-son*). Solche 'hybriden' Bildungen sind in der Auflage von 1992 nicht mehr enthalten, werden jedoch prinzipiell empfohlen. Seit 1978 können auch weibliche Rufnamen als Basen für *-son* fungieren. Mit diesen Maßnahmen wollte man dem Notstand der geringen Basenvielfalt begegnen. Zu neuesten Entwicklungen siehe E. Brylla, in: *Språket lever*.

³⁴ Zu besonders leichten und häufigen Fehlreferenzen kommt es in Zeitungen, vor allem in Überschriften (zum Beispiel "Fischer in Not"), wo Familiennamen in aller Regel isoliert erscheinen.

³² Die Morphemgrenze verläuft vor *-löv* (*Nöhhe-löv*)

Die (bei appellativischen Komposita vorherrschenden) präterminierenden Strukturen scheinen bei Eigennamenkomposita eingeebnet zu werden, zumindest besteht kein morphologisches Hierarchiegefälle. Das einzige Prinzip besteht in der fast unbegrenzten Kombination zweier Appellative. Hierdurch wird das Differenzierungspotential maximiert, das heißt, es entsteht ein fast unerschöpfliches Reservoir distinktiver und damit eindeutiger Namen. Weitere Vorteile bestehen in der Ausdruckskürze: In der überwiegenden Zahl der Fälle sind die beiden Lexeme jeweils einsilbig, der Familienname überschreitet also nur selten die Zweisilbigkeit (entgegen den oft drei- und mehrsilbigen *son-* und *(i)us-*Namen). Außerdem bleiben die beiden Glieder gut segmentierbar³⁵, das heißt, es treten keine außergewöhnlichen Assimilationen in der Fuge ein, und - wichtiges Kriterium - der Name klingt schwedisch. Bei dieser positiven Gesamtbilanz verwundert es nicht, daß dieser Namentyp - neben den *son-*Namen - zum schwedischen Familiennamen-Prototypen avanciert ist und - entgegen den *son-*Namen - hochproduktiv ist: Der gesamte Familiennamen-Vorschlagskatalog (= SEF) von 1992 besteht aus einer einzigen Auflistung solcher Komposita, wenn man von den Bildungen mit den onymischen Suffixen *-(i)us*, *-ell*, *-in*, *-én*, *-ér* absieht. Dabei haben auch diese Komposita im Laufe der Jahrzehnte Veränderungen erfahren, etwa indem die Quellen erweitert wurden (in Richtung vermehrter Verarbeitung von Ortsnamenelementen, sogar von Rufnamen und von opaken Elementen), und indem Fugenelemente und bestimmte Endungen wie *-er* hinzutreten können³⁶.

Für den Erfolg und die Popularität des zweigliedrigen Naturnamens ist also primär seine optimale semiotische, morphologische, phonologische und phonotaktische Struktur verantwortlich zu machen.

III. Schluß

Es sei nochmals betont, daß die drei beschriebenen Familiennamenstrukturen nur die dominantesten Verfahren darstellen. Auch das Deutsche kennt onymische Suffixe (*-sen*, *-s*, *-ert*) und das Schwedische eingliedrige appellativische Familiennamen (*Stål*, *Berg*), das heißt, es handelt sich jeweils nicht

um ausschließlich, sondern um prototypisch deutsche und schwedische Verfahren. Insgesamt macht das Schwedische viel mehr Gebrauch von onymischen Suffixen (*Svens-son*, *Cels-ius*) und zweigliedrigen appellativischen, doch nicht motivierbaren Komposita (*Sten-kvist*) als das Deutsche. Während das erste Verfahren in der Regel bereits vorhandenes anthro- und toponymisches Material nutzt und dessen Umfunktionierung zum Familiennamen mit einem spezifischen Suffix markiert, schöpft das zweite Verfahren aus der Appellativik, verhindert jedoch durch die Art der Kombinatorik (die stark verminderten Selektionsbeschränkungen), daß es appellativisch (miß-) zu verstehen ist. Dieses zweite Verfahren besticht durch viele Vorzüge - gute Memorierbarkeit, schwedische Strukturen auf allen Ebenen, gute morphologische und silbische Segmentierbarkeit, Kürze (in der Regel Zweisilbigkeit), relativ freie Kombinatorik der bekannten Bausteine -, so daß es nicht wunder nimmt, daß dieser Typ beim Namenwechsel und damit -wandel präferiert wird (trotz theoretisch vieler anderer Alternativen). Das Deutsche dagegen macht sich zwar auch die Appellativik zunutze, doch markiert es die Eigennamenfunktion weniger durch außergewöhnliche Kombinationen als durch Abweichungen auf allen möglichen ausdrucksseitigen Ebenen (phonologisch, phonotaktisch, orthographisch ...). Oft genug geht es dabei - besonders bei Familiennamen wie *Mann*, den Berufsbezeichnungen oder den reinen Ruf- als Familiennamen - das Risiko der Fehlreferenz ein, das heißt, das Deutsche muß mehr als das Schwedische auf ko(n)textuelle Namenmarkierungen setzen. Auch vollkommen opake Familiennamen sind im Deutschen nicht selten, was erhöhte Memorierungsanforderungen an die Benutzer stellt. Das Deutsche präferiert also zur Unterscheidung von Familiennamen und Appellativen primär die formale Differenz; im Gegensatz dazu bewahrt das Schwedische mit seinen zweigliedrigen Komposita die formale Integrität und legt die Familiennamenmarkierung stattdessen in die Art der Kombinatorik der appellativischen Bausteine; diese Bausteine entstammen überwiegend Naturbezeichnungen im weitesten Sinn, und ihre Komposition basiert oft auf der Verletzung der üblichen (appellativischen) Selektionsbeschränkungen.

Nur eine Synthese außer- und innersprachlicher Faktoren führt zu einer adäquaten Erklärung der so drastischen Divergenzen zwischen den deutschen und schwedischen Familiennamen. Um den Einfluß dieser Faktoren auf das Namensystem besser bewerten und gewichten zu können, ist die kontrastive Perspektive unerlässlich.

³⁵ Die morphologische Segmentierung entspricht immer auch der silbischen (*Berg.kvist*), was für die latinisierten Namen nicht gilt: *No.b-el*; *Ry.d-én*, *No.r-éen*.

³⁶ Zu Näherem siehe Th. Andersson, *Nysvenska studier* 15/16 (1979/80) S. 385ff., und die Einleitung im SEF 1992.

Literaturverzeichnis

- Th. *Andersson*, Svenska släktnamn i går, i dag - i morgon?, Nysvenska studier 15/16 (1979/80) S. 385-400
- A. *Bach*, Deutsche Namenkunde, I. Die deutschen Personennamen, 1,2, Heidelberg 1952-1953
- G. *Bauer*, Namenkunde des Deutschen, Frankfurt 1985
- E. *Brylla*, *Montroyal*, *Beachman* och *Lamagia*. Om nybildade svenska efternamn, beslutsprocesser och tendenser, in: *Språket lever!* Festskrift till Margareta Westman, Falun 1996, S. 21-27
- Dags att byta namn*. Om byte av förnamn och efternamn. Patent- och registreringsverket, Namnenheten, Stockholm 1995
- W. *Fleischer*, Die deutschen Personennamen, Berlin 1968
- M. *Gotschald*, Die deutschen Personennamen. Geschichte, Bildung und Bedeutung, Berlin 1955
- H. *Kalverkämper*, Textlinguistik der Eigennamen, Stuttgart 1978
- W. *König*, dtv-Atlas zu deutschen Sprache, 10.A. München 1994
- G. *Koß*, Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik, Tübingen 1990
- K. *Kunze*, dtv-Atlas zur Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, München 1997
- I. *Modéer*, Svenska personnamn, Anthroponymica suecana 5, 3.A. Lund 1989
- Namnlagen*. Information från justitiedepartementet, Stockholm 1986
- D. *Nübling*, Auf der Suche nach dem idealen Eigennamen, in: W.U. Dressler et al. (Herausgeber), Beiträge zum 2. internationalen Symposium zum Thema "Natürlichkeitstheorie". Maribor: Akademieverlag (erscheint demnächst)
- H. *Rydén* et al., Språkorientering för gymnasieskolan, Stockholm 1986
- W. *Seibicke*, Die Personennamen im Deutschen, Berlin/New York 1982
- W. *Seibicke*, Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Personennamen, in: W. Besch et al. (Herausgeber), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, II,2. Berlin/New York 1985, S. 2148-2163
- Svenska efternamnsförslag* (= SEF), Namnbok till vägledning vid val av nya efternamn. Utgiven av Patent- och registreringsverkets namnenhet, Stockholm 1992
- G. *Utterström*, Tvåledade svenska adelsnamn under stormaktstiden, in: S. Fries (Herausgeber), Fem artiklar om personnamn, Anthroponymica suecana 9, Umeå 1982, S. 29-65
- G. *Utterström*, Roth och Berg, Moberg och Bergroth, så varför inte Morot som släktnamn? in: G. Hallberg et al. (Herausgeber), Nionde nordiska namnforskakongressen, Uppsala 1987, S. 237-246

- M. *Wahlberg*, Svenska soldatnamn. En forskningsöversikt, in: *Studia Anthroponymica Scandinavica*, Stockholm 1990, S. 47-68
- H. *Walther*, Jeder hundertste heißt Müller. Zur Statistik der deutschen Familiennamen, *Der Sprachdienst* 21 (1977) S. 145-149
- O. *Werner*, Appellativa - Nomina propria. Wie kann man mit einem begrenzten Vokabular über unbegrenzt viele Gegenstände sprechen?, in: L. Heilmann (Herausgeber), *Proceedings of the 11th International Congress of Linguistics 1972*, II, Bologna 1974, S. 171-187
- O. *Werner*, Namenpragmatik (The Pragmatics of Names), in: E. Eichler et al. (Herausgeber), *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*, Berlin/New York 1995, S. 476-484